noch nicht so alt. Der Zynismus hat mich nicht am Kragen. Eine Kritikerin hat neulich mal geschrieben, mir fehle der postmoderne Zynismus. Ich rätsele zwar immer noch, was sie damit genau meinte – aber immerhin: Sie hat mir bestätigt, dass mir der Zynismus fehlt.

Schneyder: Na ja, ich könnte dir etwas abgeben von meinem – aber ich denke nicht daran.

SPIEGEL: Als Kabarettduo haben Sie Ihre Texte selbst verfasst und haben auch selbst Regie geführt. Wie schwer fällt es Ihnen, sich für die „Sonny Boys“ nun dem Diktat von Text und Regisseur zu unterwerfen?

„Ich bin der Choleriker, diese Rolle liegt Hildebrandt nicht, er ist stoisch wie ein Indianer“

Hildebrandt: Sehr schwer. Als Kabarettist setzt man Pointen so, dass sie sofort im Publikum ankommen. Im Theater muss aber die Pointe die Seele des Stücks transportieren, man darf die Figuren nicht durch die Lacher verraten. Sich da zurückzunehmen, das fällt uns gar nicht so leicht.

Schneyder: Unser Kabarettduo lebte von unserem unterschiedlichen Sprachduktus. Bei mir mochten die Leute dieses singende Österreichische und bei Hildebrandt das schnelle, gestotterte Hochdeutsche. Ich schätze die direkte Pointe, Hildebrandt den verschränkten Witz. Dies alles müssen wir für die „Sonny Boys“ vergessen. Gestottert wird nicht und auch nicht gesungen. Wir müssen völlig neue Figuren erfinden.

SPIEGEL: Haben Sie sich gezankt, wer welche Figur spielen darf?

Schneyder: Nein, gar nicht. Es war völlig klar: Ich bin Willie, der große Choleriker, der rumschreit, wenn er nicht bekommt, was er will. Diese Rolle liegt Hildebrandt eigentlich nicht. Er ist zu stoisch – ein Indianer halt.

SPIEGEL: Im Finale der „Sonny Boys“ überlegen die beiden Protagonisten, ob sie nicht ihren Lebensabend gemeinsam in einem Künstleraltersheim verbringen sollen. Wäre das für Sie beide eine reizvolle Idee?

Hildebrandt: Oh nein, die Altersheime in Deutschland sind in der Regel schrecklich, es ist unfassbar, wie man mit den Leuten dort umgeht …

Schneyder: … außerdem würden wir uns dort ganz schlecht benehmen. Wir würden sofort anfangen, Kabarett gegen die Heimleitung zu machen – und das würde denen gar nicht gefallen.

Interview: Susanne Beyer

KINO

Mutierte Gene verleihen Flügel

Der Kinofilm „X-Men“, der nun in Deutschland anläuft, erweckt die Helden eines Science-Fiction-Comicstrips zum Leben – und wurde in den USA zum Sommerhit.

Der Regisseur hat ein verblüffend einfaches Erfolgsrezept: Engagiere eine schöne junge Frau und zeige sie möglichst unbekleidet. „Allein dafür, ein Supermodel nackt zu sehen, wäre ich als Teenager in jeden Film gegangen“, sagt Bryan Singer.

Also hat Singer, 34, in seinem jüngsten Werk „X-Men“ das amerikanische Topmodel Rebecca Romijn-Stamos mitspielen lassen – und das nur notdürftig verhüllt. „Natürlich kriegt man ihren blanken Busen zu sehen“, sagt Singer, „eigentlich ist sie komplett nackt.“

Tatsächlich war „X-Men“ mit einem Einspielergebnis von bislang knapp 150 Millionen Dollar in den USA einer der Tophits des Sommers. Was die Zuschauer ins Kino lockte, waren allerdings nicht bloß die Reize von Romijn-Stamos: In Amerika sind die „X-Men“ seit fast 40 Jahren die Helden einer bekannten Comicserie. Die Protagonisten verfügen dank mutierter Gene über außerordentliche Fähigkeiten: Sie können Energiestrahlen aussenden, das Wetter verändern, Gedanken lesen, manche können sogar fliegen. Sie tragen bunte Kostüme und wollen ihren Mitmenschen entweder Gutes tun oder sie unterjochen.

Romijn-Stamos in „X-Men“, Comicvorlage
„Eigentlich ist sie komplett nackt“

TWENTIETH CENTURY FOX

1995 gelang Singer mit dem kunstvoll verschachtelten Krimi „Die üblichen Verdächtigen“ ein cleveres kleines Wunderwerk – und fortan galt der Regisseur als große Hollywood-Hoffnung. Dann landete er mit „Apt Pupil“, der Verfilmung einer Stephen-King-Geschichte, einen Flop; Singers Junggenie-Nimbus war erst mal beim Teufel.

Also vertiefte er sich mit großem Eifer in die Welt der „X-Men“, die ihm selbst fremd war. Aus den rund 50 Figuren der Vorlage wählte er 10 aus. „Ich habe die Namen wie Vokabeln gepaukt und mir vor wichtigen Drehtagen Notizen auf Servietten gemacht“, berichtet Singer, „zum Beispiel einen Namen wie Toad – und dessen besonderes Merkmal: Er hat eine meterlange gefährliche Zunge.“

Die Verfilmung erzählt von alltäglichen Gewissenskämpfen und der Sehnsucht nach Seelenfrieden: Der Herr der Mutanten heißt Professor Charles Xavier und wird von Patrick Stewart dargestellt, der Rädelsführer der Schurken heißt Magneto, gespielt von Sir Ian McKellen. „Zwei Shakespeare-Darsteller – das gibt jedem Comic Tiefe, oder?“, sagt Singer kokett.

Einerseits fühlt sich der Regisseur durch den Konflikt seiner beiden Helden an die Rivalität zwischen Martin Luther King und Malcolm X erinnert, andererseits thematisiere sein Film auch die aktuelle Diskussion um Genmanipulation. „Natürlich ist ‚X-Men‘ ein Action- und Popcorn-Film“, so Singer, „aber er handelt auch von den Problemen der Gegenwart.“

Trotzdem spricht der Filmemacher merklich distanziert über sein Werk. Schon gut, die Comichefte seien weltweit rund 400 Millionen Mal verkauft worden, „aber Comicverfilmungen sind nicht unbedingt das, worauf man als junger Regisseur wartet“.

Singers gebremste Begeisterung ist dem Film anzusehen – und macht es den vom Riesenwerberummel angelockten Kinobesuchern ohne Comicvorkenntnisse womöglich schwer, sich mit den Kino-Mutanten einzulassen. Für verschwafelte Dialoge, matte Tricks und viele konventionelle Actionbilder entschädigt Singer immerhin dadurch, dass er die bunten Mutanten-Kostüme der Comics gegen schwarze Lederkluft austauschte: Rein äußerlich haben die „X-Men“ so das Zeug dazu, als coole Ikonen des Genom-Zeitalters in die Kinogeschichte einzugehen.

Christoph Dallach